

Ist Kunst nur etwas für elitäre Ästheteten?

Essay über den „Bitterfelder Weg“

*Mut und Wissen dem Worte geben Glanz
und Schliff.*

*Der Arroganz aufs Leder, der Trägheit auf
den Pelz,
der Falschheit in die Glieder, ziel und
triff!*

Das ist ein Vers aus jener Zeit, als ich Majakowskis unvergeßliche Poeme und „Wie macht man Verse?“ las, „Bitterfeld“ hoch im Kurs stand und ich begann, Gedichte zu schreiben.

Ich fand Kontakt zum Zirkel Schreiben-der Arbeiter der Möbelwerke Zeulenroda, der 1960 in Folge der Bitterfelder Konferenz entstand. Unsere Zusammenkünfte bestimmten die kleine Form bei weitem nicht nur mit betrieblichem Bezug. Dazu gehörten auch Besuche in der Produktion, Lesungen, die Einrichtung von Brigadetagebüchern oder Veröffentlichungen in der Betriebszeitung. „Bitterfeld“ half, Kultur (das sogenannte fünfte Rad am Wagen) aufzuwerten. Literatur und Arbeit rückten einander näher und verbesserten das geistige Klima, deshalb wurde der Zirkel für seine Verdienste im volkskünstlerischen Schaffen geehrt. Es entstand auch ein Arbeitertheater, das u. a. mein erstes Bühnenstück aufführte.

Über die Arbeitsgemeinschaft „Junger Autoren“ Weimar des Deutschen Schriftstellerverbandes fand ich Verbindung auch zum Lyriker Werner Barth, dem Maxhüttenkumpel. Hier gab es Begegnungen mit Armin Müller, Wolfgang Held, Walter Stranka, Inge von Wangenheim, Harry Thürk, Paul Schmidt-Elgers, Walter Victor und anderen.

Unter dem Titel „In der Landschaft der Fabriken“ schrieb Professor Rüdiger Bernhardt in der UZ eine ausgezeichnete Wertung zum 50. Jahrestag der 1. Bitterfelder Konferenz. Darin bemerkte er: „Die schreibenden Arbeiter lassen sich nicht an epochalen Büchern und Bestsellern messen ..., es war eine herausragende Bildungsleistung für zahlreiche Menschen, die sich für Kunst und Literatur interessierten ...“ Er untersetzte das mit Fakten und bewies damit dessen Authentizität, ohne jene Ignoranten zu vergessen, die – bar jeder Ahnung – anmaßende Urteile fällen, Bitterfeld „schnell abgeblasen“ oder „beerdigt“ nennen. Solche Töne sind mir in diesen Wochen gar nichts Neues, auch die Warnung, sich als Autor nicht in die Nähe dieses doch so ganz besonderen Weges in der Kulturgeschichte

rücken zu lassen. Würde ich dem folgen, müßte ich leugnen, einer vom ausgebluteten Jahrgang 24 zu sein, der selbst fast heil aus dem Völkergemetzel zurückkam und in der DDR seine Heimat fand, weil sie ihm das andere Deutschland wurde. Das eigentlich ist für mich der Beginn von „Bitterfeld“, nämlich der Anfang eines ununterbrochenen Bildungsweges, der mir in der Jugend verschlossen geblieben war. Ich konnte als Tischler den Meisterbrief erwerben, Berufsschullehrer und Journalist werden und das Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leip-

für Kultur der DDR, übereinstimmen, der „Bitterfeld“ im ND vom 23. 4. zwar realistisch analysierte, aber letztendlich auf ein Mittel für ökonomische Zwecke und eine Illusion reduzierte.

„Greif zur Feder, Kumpel!“, forderte Werner Bräunig anlässlich jener Autorenkonferenz des Mitteldeutschen Verlags. Walter Ulbricht sei das zu wenig gewesen. Er habe die Losung erweitern lassen auf: „Die sozialistische Nationalliteratur braucht dich!“ Und das wäre die falsche, überzogene Erwartung gewesen.

Ich glaube nicht, daß Werner Bräunig dieser Auslegung folgen würde, ist er doch selbst der beste Zeuge für „Bitterfeld“ indem er als Wismutkumpel nicht nur davon träumte, ein Autor zu werden, sondern es in die Tat umsetzte und doch „Nationalliteratur“ schrieb.

Sein Roman „Rummelplatz“, der erst posthum erschien, wird heute als Beweis unfähiger politischer Führung und damit zweifelhafter Existenz der DDR gehandelt. Auch hier meine ich, daß das nicht in seinem Sinne geschieht. Noch weniger die Äußerung eines S. Mahlke in der TAZ vom 5. 4. 2008, der dessen Erzählband „Gewöhnliche Leute“ als ein Zeugnis der Anpassung abstempelte. Das ist eines der vielen Beispiele, wie Literaturkritik instrumentalisiert wird. Solche Schreiber sind die eigentlichen Angepaßten, die fröhlich-käuflich auf den lauen Gewässern des Konformismus segeln.

Ganz anders die Rezensentin Evelyn Finger in der „Zeit“ vom 13. 3. 2008. Auf sie machten die „gewöhnlichen“ Menschen aus dem sozialistischen Alltag jener Erzählungen großen Eindruck, auch weil sie erheblich zur Rehabilitierung des Begriffs „Sozialistischer Realismus“ bei-

trügen und bewiesen, daß auch er für gute Literatur stehen könne. Das, glaube ich, würde Werner Bräunig, den ich auf dem Literaturinstitut als Seminarleiter schätzen lernte, weit besser gefallen, auch wenn er Risse im Gebäude des neuen Hauses sah. Das ist eine fast wörtliche Formulierung, die ich wohl deshalb noch in Erinnerung habe, weil sie mir damals unverständlich erschien.

Dessenungeachtet sehe ich ihn ganz seinem Grundthema verpflichtet, nämlich einer Hommage der „gewöhnlichen Leute“, ihren Alltäglichkeiten und Träumen, also auch ihrer Schöpferkraft und Potenzen für eine Welt ihrer Gesinnung. Sie liebte er. Sonst hätte er nicht darüber geschrieben.



1. Bitterfelder Konferenz: Unter der Losung „Greif zur Feder Kumpel!“ wurde am 24. 4. 1954 im Kulturpalast des Elektrochemischen Kombats Bitterfeld eine Autorenkonferenz des Mitteldeutschen Verlags eröffnet. An ihr nahmen fast 300 „schreibende Arbeiter“ und etwa 150 Schriftsteller teil – Erwin Strittmatter spricht zur Diskussion.

zig besuchen. Um diese Zeit entstanden meine ersten Erzählungen, u. a. über die Bauarbeiter Geras, die ein beachtliches Programm des Wohnungsbaus und der Stadtgestaltung bewältigten. Ohne dieses soziale und kulturelle Umfeld wäre ich kaum Schriftsteller geworden und schon gar keiner, dessen Protagonisten nicht Zyniker, Ekel, Mörder oder andere krankhaft gestörte Individuen sind, sondern schöpferische Menschen, die nach wie vor für die Vision einer sozialistischen Menschengemeinschaft leben und eintreten. „Bitterfeld“ orientierte im Grunde auf nichts anderes. Natürlich resultierte es aus den komplizierten Gegebenheiten und Zwängen, aber ich kann nicht mit Hans Bentzien, einst Minister

Damit wären wir wieder beim eigentlichen Thema. „Bitterfeld“ orientierte doch nicht allein auf bestimmte Inhalte, sondern vor allem auf die Förderung der Schreibenden selbst, auch auf die unersetzbare Nähe zur produktiven Arbeit. Es zielte auf das neue Menschenbild, auf eine Kulturpolitik, die keinen elitären Anspruch besaß. Die „gewöhnlichen Leute“ (die in der Geschichte immer Spielball waren und so viel erleiden mußten) eroberten die „Höhen der Kultur“ und wurden wissend schöpferisch. Die allseitige und damit auch künstlerisch tätige Persönlichkeit war gefragt. Kunst sei allen das Gemäße postuliert. Johannes R. Becher in einem seiner Gedichte. Solches zutiefst humanistische Denken zu verstehen überschreitet wohl den Horizont jener, die „Bitterfeld“ negieren möchten, die daran festhalten, Bildung, schöpferische Aktivität, Kunst und Literatur für und durch alle sei Illusion, allein Sache der Begabten und der sogenannten Elite. Sie glauben nicht an die Kraft des Menschen, an seine Würde und Schönheit. Es interessiert sie nicht, weil es ihnen nichts bringt. Das ist armseliges, borniertes Denken der heute wieder Herrschenden und jener Künstler oder Schriftsteller, die sie hofieren. „Bitterfeld“ leugnet doch nicht die „Olympioniken der Künste“, also jene Götter, welche mit ihrer Genialität den Unbedarften in der Dunkelheit leuchten. Ist das aber nicht die uralte Einteilung in „die da oben“ und „die da unten“ im Bereich von Kunst und Literatur? Vielleicht hat Goethe auch in diesen Kategorien gedacht, als er seinen Prometheus schrieb. Es fällt nicht schwer, weitere große Geister zu zitieren, deren Gedanken Nähe zu „Bitterfeld“ provozierten. Thomas Morus z. B., strenggläubiger Lordkanzler Englands, legte als „erster Kommunist“ in seiner Schrift „Utopia“ den Entwurf eines neuen Weltbildes vor. Maria von Ebner-Eschenbach äußerte: „Es schreibt niemand wie ein Gott, der nicht gelitten hat wie ein Hund.“ Und weiter: „Es gäbe keine soziale Frage, wenn die Reichen von jeher Menschenfreunde gewesen wären.“ Ich füge hinzu: auch nicht die Fragen, über die ich mich hier auslasse, weil sie mich aus eigener Erfahrung heraus so bewegen. Sicher brauchte es eine gewisse künstlerische oder schriftstellerische Begabung, die Existenz der so viel gerühmten Gene. Wer mag das bestreiten? Doch Gene sind

auch Produkt der Evolution, der Anpassung des Homo sapiens an seine natürliche Umwelt, sind also wandelbar. Meine Eltern und Großeltern waren als Mägde, Knechte oder Industriearbeiter weder Künstler noch Intellektuelle, und Bücher waren in meiner Kinderstube rar. Vielleicht besitze ich 20 Prozent Begabung, der Rest ist Arbeit, nichts als Arbeit und Willen, das Handwerk des Schreibens zu

„Die unglaubliche Liebe eines Autors“ darüber aus.

„Uns lähmen weniger akute Beschwerden“, bemerkt sie. „Die lassen sich heilen, nicht aber die chronischen. Das sind die verhinderten Umbrüche, das erstickte Aufbegehren, die verleugneten Umwälzungen. Das sind die verlorenen Chancen für Versöhnung, Neubeginn und Solidarität auch in der deutschen Geschichte.

Das ist Verlust an wirklicher Menschlichkeit und Größe. Das ist der Tod. Unser Land, zutiefst zerrissen, leidet an den Wunden der Wende, die keine Revolution war, sondern eine Konterrevolution.“

Heutige Realität erstickt massenhaft die geistig-kulturellen Kräfte eines ganzen Volkes, sie deformiert es bis zum schmerzhaften Verlust der Vision einer zukunftsfähigen gerechten Gesellschaft. Letzteres gilt vor allem jenen, die trotz der wieder aufkommenden Stürme noch immer die Fahnen sinken lassen und sich in Ressentiments und im Unglauben auch zum Thema „Bitterfeld“ verlieren.

Jüngst flatterte mir Post ins Haus, das Foto eines meiner Enkel in seiner überwältigenden kindlichen Reinheit und Lebensfreude. Ich habe es lange anschauen müssen in Gedanken an die Jugend, ihre unermeßlichen Talente und Fähigkeiten, wenn ihr die Wärme zuteil wird, aus

ihr herauszuwachsen und zu gedeihen. Das kommt mir in den Sinn, jetzt, da ich über „Bitterfeld“ schreibe und weiß, daß uns das Leben nur einmal gegeben ist.

Nicht weil die Dinge unerreichbar sind, wagen wir sie nicht.

Weil wir sie nicht wagen, bleiben sie unerreichbar.

Das stammt von Seneca, einem römischen Philosophen, der um 4 v. U. Z. geboren wurde. Seine Erkenntnis ist meinem Buch „Windflüchter“ vorangestellt. Ich glaube, sie ist nachdenkenswert.

Rudi W. Berger

Der Autor mehrerer Romane, Erzähl- und Gedichtbände ist vom Jahrgang 1924. Er schreibt Hörspiele und Dramen. Der Arbeiterliterat gehört dem Verband Deutscher Schriftsteller Thüringen an.

Homepage:
www.poesieprovokant.de/vu



2. Bitterfelder Konferenz: Sie wurde am 24. 4. 1964 eröffnet. Veranstalter waren die ideologische Kommission beim Politbüro des ZK der SED und das Kulturministerium. Über 1000 Künstler und Funktionäre nahmen teil – Blick auf einen Teil des Präsidiums mit Willi Bredel, Otto Gotsche, Alexander Abusch, Erwin Strittmatter und Walter Ulbricht (v. l. n. r.)

erlernen. Als Tischler mußte ich mir das erforderliche Wissen über Material und Bearbeitung aneignen, um ein Meister des Faches zu werden. Ist es in Kunst und Literatur letztlich anders? Wer es verneint, bleibt oberflächlich oder hat Arges im Sinn. Jene, die in ihrer Überheblichkeit die Menschheit in Wissende und Unwissende einteilen, belegen es gar noch rassistisch. Sie sind blind für das unermeßliche Potential in den Köpfen der vielen, wenn es nur geweckt und auf einen „Bitterfelder Weg“ gebracht würde. Da sähe unsere „Nationalliteratur“ mit Bestimmtheit anders aus? Wie aber könnte das in der jetzigen Gesellschaft mit solchen kolossalen Verwerfungen geschehen, die den einzelnen größter Belastung aussetzen, die ihm Kraft und Möglichkeiten nicht nur zum Schreiben rauben, ihn oft resignieren oder gar zerbrechen lassen?

In meinem jüngsten Buch „Windflüchter“ läßt sich Karla, die Protagonistin aus der Erzählung „Das Birkenmädchen“ oder

Haushohe Überlegenheit trotz drückender Alltagssorgen

Was ein 17jähriger Schüler vom Bodensee in Kuba erlebte

Aus unseren bürgerlichen Medien etwas über Kuba zu erfahren, das auch nur annähernd den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, ist sehr schwer. Die meisten Berichtersteller und Kommentatoren bedienen sich der aus den Propagandaschlachten des Kalten Krieges bekannten antikommunistischen Klischees. Fernab von illusionären Träumereien über ein „sozialistisches Paradies“ und den flachen Sprüchen vom „Castro-Regime“ hat mich die Wahrheit über dieses Land interessiert. Zwei Wochen lang durchquerten meine Eltern und ich mit einem Mietwagen die Insel. Von Havanna über Matanzas, Santa Clara, Trinidad, Cienfuegos und wieder zurück nach Havanna erlebten wir Kuba und seine Bewohner. Viele der zuvor gefaßten Urteile mußte ich korrigieren, manches hat sich allerdings auch bestätigt.

Meine ersten Eindrücke stammen noch aus dem Flugzeug. Schlaftrunken erblickte ich aus dem Fenster Umrisse des Landes, kurz darauf den Flughafen „José Martí“, der den Namen des kubanischen Nationalhelden trägt, welcher bereits im 19. Jahrhundert für die Unabhängigkeit seiner Heimat kämpfte. Nach der Ankunft mußten zuerst einige Formalitäten erledigt werden, bevor wir die Paß- und Zollkontrolle hinter uns ließen und an unser Gepäck herankamen. Was mir schon dort auffiel: irgend etwas fehlte. Ach ja, die vertraute Werbung. Es gab sie nicht. Nirgends waren die sonst so allgegenwärtigen Dauerberieselung, die zugeklebten Wände, die Coca-Cola-Reklame zu erblicken. Sehr angenehm.

Am nächsten Tag wanderten wir durch die Straßen Havannas. Neben den alten Häusern aus der Kolonialzeit und den Tafeln mit politischen Losungen war auch die schwierige ökonomische Situation der Menschen unverkennbar. Etliche nutzten sie aus, um sich an naiven Touristen zu bereichern. Mit Tricks und Betteleien wollten sie einfältigen Besuchern der Insel suggerieren, es mangle ihnen an Grundnahrungsmitteln. Doch das paßt nicht ganz in das Bild eines Landes, wo es inzwischen an allen Ecken billige Speisen und Getränke zu kaufen gibt und jeder Einwohner durch die sogenannte Libretta, eine Rationierungskarte, die allernotwendigsten Güter und Lebensmittel zugeteilt bekommt. Es fehlt zwar an vielem, aber Hunger leiden muß in Kuba niemand. Das versicherte mir jeder meiner dortigen neuen Freunde. Überhaupt hatte ich den Eindruck von einer trotz aller Disproportionen im Grundsätzlichen intakten Gesellschaft, ohne extreme Armut und ohne ein wie auch immer geartetes Prassertum.

Es herrschte ein reges Stadtleben mit Autos, Leuten, die Einkaufsstüten im Arm trugen, Eis essenden Kindern, Karten spielenden und Rum trinkenden Erwachsenen, alten Leuten, die auf Parkbänken Zeitung lasen und Zigarren rauchten, manchmal mit einem Enkel auf dem Schoß, bisweilen auch mit dem Hund. Wenn man sich die kolonialen Villen besieht, die trotz ihres teilweise schlechten baulichen Zustands



Fidel Castro beim polizeilichen Verhör nach dem Sturm auf die Moncada (Juni 1953)

nichts von ihrer jahrhundertealten Pracht eingebüßt haben, und weiß, daß sie heute von Arbeiterfamilien bewohnt werden, wenn man die museumsreifen amerikanischen Luxuskarossen anschaut, die jetzt von ganz einfachen Leuten gefahren werden, dann ist auch dadurch zu spüren, daß man sich in einem sozialistischen Land befindet. Am stärksten hatte ich diesen Eindruck, als wir in Havanna an der Führung durch eine Zigarrenfabrik teilnahmen. Dort herrschten ganz andere Verhältnisse als bei uns. Die Arbeiter wirkten irgendwie gelöst, als ob sie gerade diese Tätigkeit am liebsten verrichteten. Im riesigen Saal, in dem an die 400 Frauen und Männer auf Werkbänken Zigarren verschiedenster Qualität drehten, lief im Hintergrund Techno-Musik. An der Rückwand hing ein Plakat mit den Worten: „Zum 50. Jahrestag der Revolution – laßt uns mehr und effizienter produzieren!“ Auch der Tisch des Vorlesers fehlte nicht. Jeden Morgen wird dort zuerst eine halbe Stunde aus der „Granma“, der größten kubanischen Tageszeitung, vorgelesen. Danach geht man zu einem Buch über, das die Arbeiter selbst ausgewählt haben. Am Tage unseres Besuchs war es das „Sakrileg“ von Dan Brown. Der Vorleser wechselt gelegentlich. Er bekommt die Zeit vergütet. Nachmittags läuft meist Musik. Nach Beendigung der Arbeit kann sich jeder dort Beschäftigte drei Zigarren

seiner Wahl mit nach Hause nehmen. Und das täglich. Neben kostenlosem Essen aus der Mittagskantine hat mich vor allem eines beeindruckt: die demokratische Mitbestimmung im Betrieb. Jede Woche hält die Belegschaft eine Sitzung ab, um anstehende Probleme der Fabrik und des Landes zu beraten. Ich selbst wurde Zeuge einer solchen Zusammenkunft. Nach lebhafter Diskussion traf man Entscheidungen. Dabei

folgte die Betriebsversammlung nicht starren Regeln, sondern wurde von den Arbeitern selbst gestaltet. Man beredete alles: von der Arbeitszeit über betriebliche Bedingungen und Löhne bis zum Buch für die nächste Woche. Kein Thema, auf das die Belegschaft nicht unmittelbar Einfluß nehmen könnte. Der oder die Vorsitzende werden demokratisch gewählt und sind ihren Kollegen rechenschaftspflichtig. Bei Amtsmissbrauch kann die betreffende Person sofort abberufen werden, was auch hin und wieder vorkommen soll.

Mit der verfassungsmäßig festgelegten Höchstarbeitszeit von 8 Stunden pro Tag und den hervorragenden Bedingungen im Betrieb, vor allem aber durch die Mitbestimmung hat sich die kubanische Arbeiterklasse manches erkämpft, wovon man hierzulande höchstens träumen kann. Nichtsdestotrotz: Die Löhne sind immer noch viel zu niedrig, auch wenn das Ende der 1991 eingeleiteten „Sonderperiode“ bereits absehbar ist.

In Havanna konnte ich die Funktionsweise eines Komitees zur Verteidigung der Revolution (CDR) kennenlernen. Solche Körperschaften gibt es in jedem Wohnbereich. Etwa 90 % der Kubaner über 14 gehören den Komitees an, die für Sicherheit und Ordnung im Block sorgen, an demokratischen Entscheidungen mitwirken und sich aktiv an der Politik beteiligen. Im kubanischen Rätssystem bilden die CDR die unterste Ebene demokratischer Mitsprache. Oft werden Anträge weitergereicht, auf die man sich erst nach heftiger Diskussion geeinigt hat.

War da gerade das Wort „Demokratie“ zu hören? In der Tat! Auch wenn so mancher bornierte Bourgeois oder Kleinbürger, der sich jeden Abend die FAZ oder „Die Welt“ mit ins Bett nimmt, den Begriff Demokratie im Zusammenhang mit Kuba für absurd hält: Ein Kubaner kann darüber nur lachen. Dort gibt es die sozialistische Demokratie tatsächlich. Vollkommen offen redet man über alle Probleme der Republik, wählt Abgeordnete und Räte, die jederzeit abberufen werden können, und macht das Beschlossene publik. Dabei sind die Kubaner sehr viel mitwirkungsbereiter

als die Bürger der BRD. Mit einer Wahlbeteiligung von weit über 90 % (stimm-berechtigt ist man übrigens schon ab 16) und einer Mitgliederbasis in den CDR von über 7 Millionen läßt sich Demokratie auch leben. Besonders Arbeiter werden beim Mittun aktiv gefördert. Zwar gibt es in den oberen Etagen auch eine Menge bürokratischen Filz, doch hört man den Kubanern aufmerksam zu, dann merkt man sofort, daß sie zwar ununterbrochen über ihre Situation klagen, aber nie „den Sozialismus“ für bestehende Mißstände verantwortlich machen, sondern etwas gegen diese unternehmen. Sie gehen zu Beratungen und zur Wahl, kandidieren selbst, schlagen Lösungen vor – und nicht selten entsteht dabei auch eine kontroverse Debatte. Überhaupt sind die Kubaner geradezu „diskussionswütig“, was man nicht nur in den CDR, sondern auch auf der Straße und bei Besuchen in ihren Wohnungen mitbekommt.

Einige Tage später reisten wir nach Cienfuegos. Die meiste Zeit verbrachten wir dort am Strand, den wir uns mit Kubanern teilten. Seit der Revolution sind alle Strände wie Fabriken und Grundbesitz in den Händen des Volkes. So kann man in den Baderevieren oftmals geparkte Ladas mit kubanischen Familien ausmachen. Wir trafen auf drei Arbeiter aus der nahegelegenen Stadt. Ich nutzte die Gelegenheit, wieder etwas mehr über die Lebensverhältnisse im Lande zu erfahren. Zwei von ihnen sprachen leidlich englisch. Eric ist Busfahrer. Sein Lohn beträgt etwa 400 Peso Nacional und einige CUC pro Monat. Man kann sich dank niedriger Preise (1 Peso für Kino- bzw. Theatereintritt und 5 Peso für ein Eis) doch einiges kaufen. Aber sämtliche Luxusgüter sind nur für CUC zu haben, an denen es stets mangelt (1 CUC = 24 Peso Nacional = ca. 1 Euro). Eric beschwerte sich über die Doppelwährung: „Seit wir sie haben, können wir uns nichts mehr leisten. Das Geld ist äußerst knapp und reicht gerade für das Nötigste.“ Auch sein Freund José, ein Fabrikarbeiter, sah das ähnlich: „Es ist schon schwer, wenn man eine Familie hat. Man muß hart ran, doch letzten Endes kommt nichts dabei heraus. Und die Rationen auf der Libretta sind viel zu knapp, es reicht hinten und vorne nicht.“

José fuhr fort: „Meine kleine Tochter bekommt für die Schule viel vom Staat, aber es ist halt doch nicht genug. Manchmal langt es nicht einmal mehr für neue Klamotten oder Seife. Aber so ist das nun einmal bei uns.“

„Und woran liegt's?“ fragte ich. Eric antwortete: „Das ist die Sonderperiode. Und auch weiter oben gibt es unter Funktionären nicht wenig Korruption. Einige verwenden von ihnen verwaltetes Material für eigene Zwecke oder verkaufen das, was für die Erneuerung der Städte bestimmt ist.“

José unterbrach ihn: „Wobei hier in Cienfuegos nach dem Hurrikan sofort Eingaben geschrieben wurden. Man reparierte dann alles.“ Eric fuhr fort: „Ja, hier schon,

aber nicht überall in Kuba klappte das so gut. Jedenfalls läuft manches schief, und es ist nicht leicht, hier zu leben.“

„Na ja“, fragte ich, „und was ist mit Fidel?“



Che und Fidel nach dem Einmarsch in Havanna (Januar 1959)

Was haltet Ihr von dem?“ „Fidel ist gut, wir Kubaner lieben ihn“, erwiderte José. „Doch Fidel ist nicht überall. Nicht alle da oben sind so gut wie er.“ Eric pflichtete ihm bei. „Fidel ist o. k., aber es gibt viele, die seine Abwesenheit ausnutzen, und Raúl kommt zu



Freiheit für die fünf! Plakat der Solidarität mit den in den USA eingekerkerten kubanischen Kundschaftern.

sehr aus dem Militärischen.“ Ich hakte nach: „Und was wollt Ihr, was ist die Alternative? Zurück zum Kapitalismus?“ José zögerte nicht: „Nein“, sagte er, „ich bin Kommunist und stehe zu unserem System, auch wenn so manches nicht klappt.“ Eric stimmte dem zu: „Absolut, niemand hier will zurück zum Kapitalismus. Der Sozialismus ist für uns am besten. Im Kapitalismus würden wir wie die Leute in Haiti verhungern.“ Ich fragte direkt: „Ihr seid also Kommunisten?“ Alle drei lächelten und nickten.

„Und die Demokratie in Kuba, wie seht Ihr das? Bei uns heißt es, Euer Land sei eine Diktatur. Wie erlebt Ihr das?“ Eric antwortete: „Unsere Wahlen sind ungefälscht, und auch durch die CDR können wir großen Einfluß nehmen. Ich habe das sichere Gefühl, daß man hier als Arbeiter etwas zu sagen hat und ernst genommen wird.“ José unterstützte das. „Demokratie auf jeden Fall. Allerdings muß man sich gut überlegen, wen man wählt, sonst hat man den Falschen bis zu seiner Abberufung auf dem Hals.“ José lachte. „Hier in Kuba hat das Volk das Sagen, auch wenn das Leben schwer ist.“

Am Straßenrand las ich auf einem Schild: „Mit Fidel und Raúl werden wir siegen!“ Die drei Arbeiter zeigten sich erfreut. Selbst der Dritte im Bunde, der kein Englisch konnte und nur freundliche Gesten gemacht hatte, sagte jetzt laut: „Si! Venceremos! Con Fidel!“ Mit diesen Worten verabschiedete auch ich mich von den dreien, denn schon bald ging unsere Reise weiter nach Trinidad.

Beim Start von Havannas Flughafen „José Martí“ warf ich letzte Blicke auf die schon bald entschwindende kleine Insel. Ich verließ sie mit gemischten Gefühlen. Ohne Zweifel war ich einer in alles einbezogenen Bevölkerung, einem hervorragenden Gesundheits- und Bildungssystem, einer sich entwickelnden sozialistischen Gesellschaft und einer ausgeprägten Demokratie begegnet, die der bürgerlichen haushoch überlegen ist. Doch die wirtschaftlichen Probleme sind gravierend. Die Kubaner führen ein hartes, entbehrungsreiches Leben, auch wenn es wohl leichter als das anderer Menschen in Lateinamerika und sonstigen Entwicklungsländern sein dürfte. Es mangelt an vielem, und das Embargo verschärft die kritische Situation noch weiter.

Unter diesen Umständen ist es ein Kinderspiel, gegen Kuba zu sein und zu sagen: „Guck doch mal, was wir hier alles haben.“ Besser wäre es allerdings, sich aufzuraffen und selbst dort hinzufiegen, um die Leute an Ort und Stelle kennenzulernen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Ich habe das getan und dabei größten Respekt vor dem kubanischen Volk, seiner Geschichte und Gegenwart, gewonnen. Ich habe erlebt, wie Sozialismus und Demokratie zusammengehören. So kann ich den Kubanern für ihre Zukunft nur wünschen, daß sie sich weiterhin treu bleiben, ihren Werten und Idealen verbunden. Mögen sie die ernststen Mängel überwinden und damit ihre Revolution auch in den nächsten 50 Jahren behaupten. Trotz der Wirtschaftsblockade, trotz USA und CIA, trotz unserer Medien, die nicht müde werden, das „Schreckgespenst des Kommunismus“ an die Wand zu malen, sobald auch nur der Name der Insel fällt. **Marcel Kunzmann**

Unser Autor ist Chefredakteur der unabhängigen Schülerzeitung „direkt“, die in der Bodensee-Region erscheint.